

Winfried Schulze, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945. dtv, München 1993. 366 Seiten.

Die Studie, im Jahre 1988 abgeschlossen, ist erstmals 1989 als Beiheft N. F. 10 der Historischen Zeitschrift erschienen. Der Deutsche Taschenbuch Verlag hat die material- und gedankenreiche, methodisch vorbildliche Untersuchung, die Verf. in allzu großer Bescheidenheit als eine "kleine" qualifiziert (S. 1), verdienstvollerweise in seiner Wissenschafts-Reihe erneut veröffentlicht. Auf aktualisierende Eingriffe, Veränderungen oder Ergänzungen wurde dabei mit Ausnahme des "Biographischen Anhangs" sowohl im Haupttext wie in den Anmerkungen und im Literaturverzeichnis verzichtet.

Die Arbeit, die auch im 93er Gewand das Kleid der späten 80er Jahre trägt, nimmt zwar Bezug auf jene "Debatte um den richtigen Blick auf die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts" (S. 4), die als 'Historikerstreit' zweifelhafte Berühmtheit erlangte. Ja sie ist selbst durchaus als ein Beitrag zu der seinerzeit bisweilen überaus erhitzt und polemisch geführten Kontroverse "über moralische Bedeutung, geschichtlichen Ort und historiographische Vergleichbarkeit des Nationalsozialismus" (Dan Diner) zu verstehen. Indes bildet der 'Historikerstreit' nur die aktuelle Folie der Untersuchung und ist, recht betrachtet, allenfalls deren Ausgangs-, keinesfalls aber deren Mittel- oder Zielpunkt.

Im Hinblick auf die Diskussion um den angemessenen Umgang mit der NS-Vergangenheit, die Bewältigung der 'deutschen Katastrophe' und das historische Selbstverständnis der (alten) Bundesrepublik ist dem Verf. vornehmlich daran gelegen, die Familienähnlichkeit der Positionen, die von den streitenden Parteien in den 80er Jahren vertreten wurden, mit Motiven, Überlegungen und Argumenten aufzuweisen, die unmittelbar nach Kriegsende auf die Tagesordnung der historischen und politisch-moralischen Selbstvergewisserung gelangten, dann bis in die 50er Jahre hinein mit unterschiedlichen Akzentuierungen, auch inhaltlichen Verschiebungen Gegenstand der Auseinandersetzung blieben, im weiteren Verlauf "aber offensichtlich ihre Bedeutung gewechselt haben oder sogar ganz vergessen wurden" (S. 4). Verf. 'historisiert' sozusagen den 'Historikerstreit', indem er ihn in einen Argumentationsprozeß einordnet, der durch den Zusammenbruch des Dritten Reiches ursächlich angestoßen wurde und sich in erheblichem Maße der "kurze(n) Phase der Selbstprüfung und Selbstbesinnung" (ebd.) der Historiker in den ersten Nachkriegsjahren verdankt. Die Resultate dieser in der Tat nicht lang andauernden Selbstreflexion nahmen gedanklich vieles von dem vorweg, womit die Kontrahenten vierzig Jahre später auf dem Paukboden des politischen Feuilleton aufeinander einhieben.

Verf. führt mithin den 'Historikerstreit' auf dessen 'historische' und – sit venia verbo – rhetorische Wurzeln zurück, wobei es ihm, und das ist entscheidend, wesentlich um die Rekonstruktion der historisch-politischen Diskurslage, der sich in ihr manifestierenden Mentalitäten, Verhaltensweisen und Selbstdeutungen der Protagonisten des Faches sowie der Formen des Redens und Schreibens über Geschichte und der in Arbeitsvorhaben, Lehrkonzepten und institutionellen Re-Organisationsbemühungen greifbaren Leitideen historischen Forschens geht, die in Anbetracht des in Trümmern liegenden Deutschland für die Vor- und Frühgeschichte der im Entstehen begriffenen bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft kennzeichnend waren. Das vorliegende Buch ist demnach weit mehr als bloß ein längerer 'historischer' Exkurs zum 'Historikerstreit' und 'interessanter' Reflex dieser Debatte. Es stellt einen ebenso anregenden wie erhellenen Versuch dar, auf "die Frage nach den Erkenntnismöglichkeiten und -grenzen des Historikers unter dem mächtigen Druck raschen politischen und sozialen Wandels" (S. 5) eine Antwort zu finden. Es ist ein auf breiter Quellenbasis aufruhender, außerordentlich lehrreicher Traktat über das komplexe und intrikate Verhältnis von 'Geschichtswissenschaft und Zeiterfahrung'.

Dieses Verhältnis macht dem Historiker im Grunde seit je zu schaffen (also unabhängig davon, ob er sich noch oder nur als Erzähler von Geschichte oder schon und vor allem als Geschichtswissenschaftler begriff und begreift); erst recht aber seit er der Prozessualität und rasanten Dynamik des auch ihn umgreifenden und in seinem Denken und Handeln bestimmenden und mitreißenden Geschehens inne wurde; seit er sich, hochtrabend gesprochen, in die Dialektik von Kontinuität und Diskontinuität verstrickt sah und die Vorläufigkeit, Fragmentarität und Relativität historischer Urteilsbildung zu akzeptieren lernen mußte; seit er die Illusion zu verabschieden hatte, auf das neuzeitspezifische Phänomen der 'Zeitbeschleunigung' mit allumfassenden und gleichsam zeithobenen Sinnentwürfen reagieren zu können. Interessant ist nun, daß metaphysisch aufgeladene, universalhistorisch eingefärbte Geschichtskonzepte und christlich-religiöse Geschichtsdeutungen einerseits, skeptizistisch-tragisch grundierte, von Untergangsstimmungen kontu-

rierte Geschichtsbilder andererseits im Orientierungsvakuum, das das Jahr 1945 entstehen ließ, einen konjunkturellen Aufschwung erfuhren – und damit just in einer Zeit, als die Zeit gleichsam stillzustehen schien.

Die Pole, an denen sich die Historiker bei ihrer Sinnsuche ausrichteten, so sie nicht aus explizit geschichtstheologischen Interpretationen ihr Bedürfnis nach Tröstung und Daseinsfestigung stillten oder sich an den 'klassischen' antiken Humanismus in seiner ersten, zweiten und dritten Auflage klammerten, wurden im wesentlichen von Ranke und Burckhardt verkörpert. Droysen spielte eine untergeordnete Rolle, was damit zu tun haben mag, daß man in ihm weniger den Verfasser der "Historik" und Theoretiker der Geschichte als das Haupt der 'kleindeutschen Schule' und dezidierten Verfechter der borussozentrischen Historiographie sah. Während Ranke für die Zuversicht stand, daß (Welt-) Geschichte kein chaotischer Wirrwarr unzusammenhängender Daten, Vorgänge und Ereignisse, sondern ein harmonisch geordneter Kontext ist, der in seiner Kohärenz und Konsistenz 'objektiv' eruiert, 'richtig' erzählt und 'wahr' interpretiert respektive expliziert werden kann, so stand Burckhardt für ein Verfallsbewußtsein, das (Welt-) Geschichte als permanente Krise, als pathogenen circulus von Werden und Vergehen, als fortwährende Umwertung und Aushöhlung kulturell-geistiger Werte wahrnimmt und die Hoffnung auf eine 'Renaissance' der entschwindenden Kultur(werte) zwar nicht völlig fahren läßt, deren Restauration aber in einer Gegenwart für völlig unmöglich hält, die dank des 'geistlosen' Handelns der macht- und erneuerungsbessenen "Praktiker" eben vor allem eines ist: Niedergang.

Folgte man Ranke, so in der zeitbedingt gedämpften Erwartung, daß sich das Vertrauen in eine objektivitätsfixierte ereignis- und entwicklungsgeschichtliche Sicht der organisch und teleologisch wohlgefügt historischen, vor allem politisch-staatlichen Dinge wieder einstellen und bewähren möge und die deutsche Geschichte – ab wann, ab wo, stand nicht fest und blieb strittig, ohne übrigens je zur allseitigen Zufriedenheit gelöst zu werden – nicht als ein 'lapsus' des 'Weltgeistes' verstanden werden dürfe, als ein epochal eingrenzbares und kausal erklärbares 'Unglück' durchaus, doch beileibe nicht als eine reine Unheilsgeschichte von A bis Z. Mit Ranke wurde man sozusagen in den Stand versetzt, die 'deutsche Katastrophe' als eine "Epoche", als relative Ganzheit und individuell-singuläre Totalität in den Gang der göttlich-unmittelbaren Weltgeschichte einzubetten. Der metahistorische 'Sinn' der Weltgeschichte, die sich Ranke und seine Jünger als absolute Einheit und Totalität des Geschichtlichen dachten, begründete, auch den Vorgängen der jüngsten Vergangenheit Sinnhaftigkeit zuzusprechen und an ihnen das zu exemplifizieren, was für den Großmeister des Historismus das Kennzeichen jeder "Epoche" und damit der endlichen und in ihrer Endlichkeit vom wiederum endlichen historischen Bewußtsein erforschbaren Geschichte ist: der Kampf von Freiheit und Notwendigkeit.

Wer sich 1945 an Ranke hielt, der konnte sich mithin die Düsternis der Gegenwart durch eine 'weltgeschichtliche Betrachtung' aufhellen lassen, die das Besondere im Allgemeinen aufhob. Das absolute Ganze der Weltgeschichte war quantitativ und qualitativ mehr als das relative Ganze der "Epoche" des Nationalsozialismus. Ja diese Epoche war nicht nur eine Epoche der Weltgeschichte, sondern auch nur 'eine' Epoche der deutschen 'Nationalgeschichte', die auf die NS-Zeit zu verengen sich demnach verbot. Die Schau auf das Ganze und Allgemeine profilierte das Besondere als das Besondere, relativierte dadurch die singulären Ereignisse der jüngsten Vergangenheit vor dem Horizont der deutschen Nationalgeschichte wie der sie überwölbenden, gleichsam nächst 'größeren' europäischen Geschichte und erst recht der diese und jene in sich aufnehmenden Weltgeschichte und ermöglichte den Gedanken historischer Entwicklung nicht aufgeben zu müssen.

Folgte man Burckhardt, so in der Einsicht, daß sich Geschichte zwar zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ausspanne, Kontinuität demnach ohne weiteres existiere, diese Kontinuität aber nicht in einer in ihrer Faktizität 'objektiv' nachweisbaren gesetzmäßigen – das schon gar nicht – Abfolge von 'Ereignissen' bestehe, sondern in einer kontemplativ gewonnenen Erkenntnis des "sich Wiederholenden", "Konstanten" und "Typischen" im geschichtlichen Wandel. Für diejenigen Historiker, die sich nach Kriegsende mehr oder minder freiwillig Burckhardt näherten, bedeutete das bezüglich ihres Orientierungsproblems zweierlei: Zum einen konnte man an der Kategorie der Kontinuität des Geschichtlichen festhalten und sie als Ermöglichungsbedingung historischen Verstehens ansetzen. Ja man brauchte noch nicht einmal den Begriff des "Geistes" als geschichtsbewegender Kraft beiseite zu lassen, da er in Burckhardts Konzept als kontinuiertsstiftendes Prinzip fungiert und sozusagen das 'Unvergängliche' am 'Vergänglichen' erkennbar und verfizierbar, genauer: anschaulich macht. Zum anderen aber bot das Burckhardtsche Kontinuitätsverständnis die Möglichkeit, jeglichen Fortschrittsoptimismus zu zügeln, ja als Scheinoptimismus zu entlar-

ven, indem es davon ausging, daß Kontinuität nicht, mit Droysen gesprochen, "rastlose Steigerung", nicht Wachstum und Mehrung, sondern ein "wesentliches Interesse unseres Menschendaseins und metaphysischer Beweis für die Bedeutung seiner Dauer" (Jacob Burckhardt) sei.

Kontinuität, so gefaßt, ist "Tradition", Verinnerlichung und Pflege von Bildungsgehalten, aber auch deren Sonderung in 'unbedeutsame' und 'bedeutsame'. Und diese letzteren sind es, die im geschichtlichen Studium bewahrt zu werden verdienen, weil nur sie den einzelnen gegen das Streben nach revolutionären Innovationen immunisieren. Daß diese Immunisierung allein einem erlauchten Kreis von Wissenden, von historisch Gebildeten vorbehalten sei, daß der Widerstand gegen die traditionsverzehrende, bildungsneigende und umwälzungsbereite Gegenwart nur um den Preis der Apolitie, der bewußten Abkehr von den Geschäften des Alltags und den Zwängen des Mitmachens zu bekommen sei und seine adäquate Reaktionsform in der Versenkung in vergangene Kultur- und Bildungswelten finde, mochte manchem in einer Phase willkommen sein, in der Geschichte mit Burckhardts diagnostischem Auge als virale Infektion und Fieberkurve, als Geschick und Heimsuchung, als unversöhnlicher Gegensatz von "Geist" und "Leben", als "Kampf ums Dasein" erfahren wurde.

Wer sich 1945 also an Burckhardt hielt, der konnte das Erlebnis einer prima facie sinnlos gewordenen und zerrissenen Welt auf die Zwecklosigkeit einer in unentwegten "vitalen Umgestaltungen" sich vollziehenden Geschichte zurückführen, die unter dem Diktat des "Lebens" stehend von der Ohnmacht des "Geistes" zeugte. Zugleich bestätigte der Blick auf die deutsche Ruinenlandschaft die Auffassung Burckhardts, daß die "Macht an sich böse" und Politik ein "zertrümmerndes Schicksal" (Hegel) sei. Aber zu verzagen brauchte man dennoch nicht. Vielmehr galt es, in sich zu gehen und im Studium des Geschichtlichen jene vom "Geist" geknüpften und vernetzten Kontinuitätslinien aufzuspüren und weiter auszuziehen, die Geschichte als kontinuierliche 'Geistes'geschichte begreifbar machen. Und da der "Geist" sich nach Burckhardt vorzüglich in kulturellen Hervorbringungen geschichtlich manifestiert und objektiviert, ist Geistesgeschichte Kulturgeschichte und vice versa. Die meditierende Betrachtung der Kulturgeschichte – als analogisierende Anschauung und vergleichend-deskriptive Phänomenologie der Formen und Produkte des Kultur- und Kunstschaffens – vergegenwärtigt Kultur als "reflektiertes Können" (Herbert Schnädelbach), als eigentlichen Ort menschlicher Selbstgestaltung, Freiheitserfahrung und zivilisierter Humanität, als potenziertes und sublimiertes "Leben", das in seiner bloß natural-vegetativen Variante nicht nur den unkontrollierten und ungebändigten Willen zu Macht und Glück auf Kosten der anderen offenbart, sondern den "Geist" in seiner Selbstentfaltung ständig beschattet und hemmt.

Die Konzentration auf Burckhardts Konzept der Kulturgeschichte nach 1945 erlaubte, am Geschichtlichen einen natural-materiellen und einen geistig-immateriellen Aspekt zu unterscheiden. In die Geschichte als einer Äußerung des natürlichen "Lebens", als eines febrilen Krisengeschehens ließ sich die Geschichte des Dritten Reiches einlagern. Der Nationalsozialismus wurde so ein pathologisches Symptom der allgemeinen Krisengeschichte des "Lebens", eine krankhafte Zuckung des durch das "Zeitalter der Revolutionen" infizierten Organismus der abendländisch-europäischen Geschichte. Auf diese Weise verlor die NS-Zeit zwar nicht den Charakter des Einmaligen, sie wurde aber zu einer 'typischen' Selbstartikulation einer 'Moderne', die nurmehr extreme Pendelschläge kannte, förmliche von allen guten Geistern verlassen worden war und gewissermaßen an einer unheilbaren Hypertonie litt, an einer gefährlichen, lebensbedrohlichen Disharmonie von "Diastole und Systole" (Fritz Schachermeier).

Indes, es gab den "Geist" und seine Geschichte. Und sie war es, die das positive Gegenbild zur (Natur-) Geschichte des "Lebens" lieferte. Unterstand diese sozusagen dem Gesetz und der Macht des Zerfalls, so war die Geistesgeschichte der einzige Leitfaden, an dem sich die Fähigkeit des Menschen zu Kreativität und Konstruktivität, zur Kulturbildung zeigen und der Nachweis erbringen ließ, daß über alle Erschütterungen und Umbrüche im politischen "Leben" hinweg durch den menschlichen "Geist" – und nur durch ihn – aufgrund seiner kulturschaffenden "Potenz" geschichtliche Kontinuität erzeugt wird. Auf die ersten Nachkriegsjahre übertragen hieß das: Die Trümmer Deutschlands stellten das Resultat seiner krisenhaft zugespitzten 'natürlichen' Geschichte dar, die geistgewirkten Kontinuitätsfäden seiner Geschichte indes waren nicht abgeschnitten worden. Anders gesagt: Die deutsche Geistesgeschichte verlief unter, ja jenseits der oberflächlich wahrnehmbaren Bruchkante, die das Jahr 1945 als "Ereignis" markierte. Indem Burckhardt sodann an die Stelle einer metaphysisch-spekulativen Geschichtstheorie eine antispekulative Geschichtsanthropologie respektive historische Institutionen- und Kulturmorphologie gesetzt hatte, die den "dulden, strebenden und handelnden Menschen, wie er ist und immer war und sein wird", ins Zentrum der

Betrachtung rückte, eröffnete sich für diejenigen, die der Burckhardtschen Sichtweise zuneigten, die Chance, die leidvolle Gegenwart zu 'erdulden', als einmaligen Phänotyp und Spezialfall neuzeitlicher 'décadence' zu fassen, sie in diese Niedergangsbewegung zu integrieren und dadurch zu relativieren. Aber die Ausrichtung an Burckhardt implizierte auch, das Studium der Geschichte – methodisch-methodologisch eher länger- denn kurzfristig folgenreich – von der politischen Ereignisgeschichte perspektivisch auf das strukturell "Konstante" und "Typische" zu lenken und zugleich aus der Anschauung der Ruinen, die Gewißheit zu schöpfen, daß der 'geistige' Bauplan dieser Ruinen selbst nicht runiert und zu ruinieren war.

Im Grunde lebte in der historischen Reflexion nach 1945 eine Diskussion wieder auf, die in Deutschland bereits rund fünfzig Jahre zuvor die Gemüter bewegt und im "Lamprechtstreit" (1893–98) zu einer bis dato ungekannten scharfen Frontbildung geführt hatte: die Diskussion um Objektbereich, Gegenstandskonstitution, Methodologie, Epistemologie und Begriffsbildung der Geschichtswissenschaft. Hatte sie sich primär auf die politische Geschichte oder primär auf die Kultur- und Sozialgeschichte zu konzentrieren? Hatte sich die Geschichtswissenschaft als "nomothetische" oder als "idiographische" zu positionieren? Hatte sie stärker das "Allgemeine" oder stärker das "Individuelle" in den Blick zu nehmen? Gab es einen Gegensatz von "Natur" und "Geschichte", der in der Nachfolge Droysens und in Entsprechung zu Kants Unterscheidung der "reinen Anschauungsformen" gestattete, den "Raum" der Sphäre der "Natur" und die "Zeit" der Sphäre der "Geschichte" zuzuweisen? War der Begriff des "Verstehens" definitorisch trennscharf vom Begriff des "Erklärens" abzugrenzen? Wie hatte sich die Geschichtsschreibung gegenüber politik- und wirtschaftstheoretischen, soziologischen und anthropologischen, ethnologischen und prähistorischen, biologischen, psychologischen und sprachgeschichtlichen Fragestellungen zu verhalten? Was hieß es, daß sich die Geschichtswissenschaft als 'Geisteswissenschaft' verstand? Mußte man nicht in dieser Bestimmung einen problematischen Nachhall des Deutschen Idealismus vernehmen, der die Historie auf die Höhe der Metaphysik geführt und dabei im Gegenzug die Metaphysik historisiert hatte? War der von Humboldt über Ranke und Droysen laufende Real-Idealismus nicht in einen empirischen Realismus umgeschlagen, der Wirklichkeit zwar nicht mehr als Manifestation und Explikation eines transzendenten "Geistes" verstand, aber dennoch einen rudimentären Idealismus insofern mit sich schleppte, als er die 'Wahrheit' der Aussagen über Vergangenes an die "Idee" einer 'Wahrheit der Geschichte' band, die dieser vorgelagert war? blieb nicht die Geschichte, selbst wenn man sie 'wissenschaftlich' betrieb und 'positivistisch' rekonstruierte, eine moralisch-didaktische Größe? Behielt nicht der Historiker, mochte er sich auch vom "Priester der Klio" zu deren leitendem Angestellten gleichsam säkularisiert haben, die Funktion eines "Mitwissers" (Ranke) des Verlaufssinns der Geschichte? Drängte nicht die seit der zweiten Hälfte des 19. Jhs. fast industriell produzierte Zunahme des Geschichtswissens und der dadurch bewirkte wertrelativierende, "ufer- und ziellose Historismus" (Werner Jäger) den Historiker erst recht dazu, die Position des politischen und moralischen Erziehers einzunehmen? Wie stand es um die historische Objektivität? War sie nur ein "Auf-dem-Bauch-Liegen vor 'petits faits'", wie Nietzsche gesagt hatte? Oder umhüllte den Objektivitätsbegriff nicht eine metaphysische Wolke, die dem Historiker nahelegte, sich als Meteorologe der Niederschläge des Geschichtssinns zu betätigen?

All diese Fragen – und andere mehr – machten nach Kriegsende die Runde. Die Antworten, die darauf gegeben wurden, schieden die Geister. Im Kern ging es um das Problem "politische Geschichte" versus "Kultur- und Sozialgeschichte". Während Ludwig Dehio 1946 die 'traditionelle' politische Geschichte als die "wissenschaftliche Muttersprache" der deutschen Historiker bezeichnete (Zitat S. 22) und damit – wie auch besonders Gerhard Ritter – vor einer Distanzierung von politikgeschichtlichen zugunsten 'neuer' kultur- und sozialgeschichtlicher Betrachtungsweisen warnte, ging Hermann Heimpel zehn Jahre später im Rückblick auf die in der unmittelbaren Nachkriegszeit anhebende Hinwendung zur Kultur- und Sozialgeschichte mit eben dieser Hinwendung hart ins Gericht und nannte sie die "laienhafteste, verbreitetste und offenbar dauerhafteste Geschichtsrevision", die einem "Entrinnenwollen aus der Geschichte" gleichkomme und den "Wunsch nach der Geschichte ohne Schicksal" zu befriedigen strebe (Zitat ebd.).

Heimpel erfaßte mit seiner Kritik durchaus, daß die zeittypische Zuneigung zu Kultur- und Sozialgeschichte vielfach einer Fluchtbewegung ähnelte, einer Flucht vor der politischen Geschichte in den vergleichsweise gefahrlosen Geschichtsraum des Kulturellen. Im Gegensatz zur politischen Geschichte bot sich in der Tat vornehmlich die Kulturgeschichte, wie Verf. hervorhebt, "als das Feld der historischen Forschung an, auf dem sich jedermann wiederfinden konnte" (S. 23). Hier herrschte nicht nur eine Ruhe, die der Unruhe des Politischen wohltuend kontrastierte, sondern das retardierte Tempo der Kulturentwick-

lung, deren "longue durée" (Fernand Braudel) sozusagen, war exakt die Schrittgeschwindigkeit, die auch dem Historiker Zeit zum Durchatmen gab und ihm die Chance zu mählicher Gewöhnung an die radikal veränderten politischen und gesellschaftlichen Gegebenheiten eröffnete. Und dies, ohne daß er die Distanz zur Gegenwart zu verringern oder gar zu überwinden und sich in sie praktisch einzuschalten und damit jene Haltung zu perpetuieren respektive zu restituieren brauchte, die den 'politischen' Historiker immer wieder in das Dilemma zwang, die Gegenwart aus der Vergangenheit legitimieren und dennoch die Vergangenheit gegen die Gegenwart verteidigen zu müssen. Im einen wie im anderen Fall war das Resultat Enttäuschung. Enttäuschung darüber, daß die Geschichte nicht in der Weise politisch aktualisiert wurde und werden konnte, wie es dem 'politischen' Historiker wünschenswert erscheinen mochte. Enttäuschung auch darüber, daß die Politisierung der Geschichte dieser Gewalt antat, indem sie nurmehr als Argument für das politische Tagesgeschäft herangezogen wurde. Einen Ausweg aus diesem Dilemma schien die Kulturgeschichte zu weisen, die eindringliche Betrachtung der quasi gleichzeitig-ungleichzeitigen Metamorphosen des kulturellen Daseins. Kulturgeschichte konnte mit Heimpel demnach ohne weiteres als eine Art 'Asyl' bewertet werden, das jedem offenstand, der den Schrecken und – fatalen – Folgen der politischen Geschichte zu entkommen suchte und eine Heimstatt benötigte, die die Politik 'extra muros' ließ.

Andererseits aber verdeckte oder verkannte Heimpels Kritik, daß die Affinität zur Kultur- und Sozialgeschichte auch ein methodologisches und epistemologisches 'fundamentum in re' hatte und dem Bedürfnis nach einer "neue(n) Geschichte" entsprang, die der "neue(n) Welt" (Fernand Braudel) angemessen war. Einer Geschichte, die sich weder heraushalten noch mithalten, dafür aber innehalten und schärfer zusehen wollte, wie und unter welchen Umständen sich geschichtliches Leben konkretisiert, konserviert und in all seinen Erscheinungs- und Institutionalisierungsformen – mal schneller, mal langsamer – wandelt. Wenn also die Kultur- und Sozialgeschichte nach 1945 an Attraktivität gewann, dann lag dies nicht nur daran, daß sie eine ideale Zufluchtsstätte für politisch verstörte Historiker bildete und ihnen konsolatorische Quellen erschloß. Vielmehr wurde in der "neue(n) Geschichte" ein methodisch-methodologisches Innovationspotential entdeckt, von dessen gegenwartsbezogener und lebenspraktischer Aktivierung man sich eine Ausweitung der historischen Perspektive und eine vertiefende Erkenntnis der Determinanten, Konstituenten und Strukturelemente geschichtlicher Prozesse und Verhältnisse versprach. Daß in einer aus den Fugen geratenen Welt dem Historiker die Erforschung von 'Strukturen' als eminente Aufgabe seiner Wissenschaft erschien, die über die Aufdeckung dieser Strukturen zu einer Restrukturierung der geschichtlichen und einer Neustrukturierung der gegenwärtigen Welt gelangte, unterstreicht die daseinsorientierende Funktion auch der "neuen Geschichte".

Aufmerksamkeit verdient in diesem Zusammenhang, daß Gaston Roupnel dem Terminus "histoire structurale" schon 1943 in einem Buch mit dem bezeichnenden Titel "Histoire et destin" einen programmatischen Akzent verlieh. Das war drei Jahre, nachdem das nationalsozialistische Deutschland Frankreich angegriffen und ihm eine militärische Niederlage zugefügt hatte, die bei französischen Intellektuellen nachgerade traumatische Wirkung hinterließ und sie zu der Überzeugung brachte, daß der 1940 eher leicht errungene deutsche Sieg über Frankreich der vorläufige Endpunkt eines Prozesses war, der den Charakter der Dekadenz trug. Für den in die Niederlage mündenden Niedergang Frankreichs wurde zumal von den Teilen der französischen Historikerschaft, die sich die Zielsetzungen der von Henri Berr und François Simiand begründeten "Revue de Synthèse historique" zu eigen machten und der Gruppe der "Annales d'histoire économique et sociale" entweder zugehörten oder mit ihr sympathisierten, auch ein bestimmter Typus der Historiographie in Mithaftung genommen. Eine auf "érudition" und faktologische Quellenkritik reduzierte blutleere und leidenschaftslose Geschichtswissenschaft – Roupnel nannte sie "cette histoire sans nerfs, sans passions et sans âme" – habe das Band zwischen Wissenschaft und Leben zerschnitten – ein Vorwurf, den bekanntlich auch Nietzsche in der "Zweiten Unzeitgemäßen Betrachtung" an die Adresse der 'objektivistischen' Geschichtswissenschaft gerichtet hatte – und die moralische und aufklärerische Funktion der Geschichtsschreibung ausgeklammert und damit deren emanzipatorischen Impuls paralyisiert. Die "histoire structurale" respektive "histoire des structures" wollte Wissenschaft und Leben wieder miteinander verzahnen und in eine fruchtbare Korrelation setzen und durfte deshalb als "histoire existentielle" verstanden werden. Aus dem Geist der Aufklärung diente die Rekonstruktion der sozialen, ökonomischen, psychologischen, mentalen Strukturen und Interaktionen zwischen Individuum und Gesellschaft mittels einer Synthese analytisch-quantifizierender und hermeneutischer Methoden einem "humanisme historique", der den Menschen nicht zuletzt zum moralischen Engagement anhalten sollte. Die "neue Geschichte" hatte also von ihrem Grundsatz her gerade keine Tendenz zu Weltflucht und Apolitie, viel-

mehr war sie darauf angelegt, sich der Härte der Realität zu stellen. Auf einem anderen Blatt freilich steht, inwieweit die sich zunehmend disziplinär verzweigende französische Strukturgeschichte das Emanzipationspostulat faktisch einzulösen verstand und ob sie nicht durch ihre Fixierung auf die Statik der vorrevolutionären Welt Europas und aufgrund einer gleichsam statischen Begrifflichkeit mehr und mehr untauglich wurde, jene revolutionären Wandlungsprozesse zu erklären, die auch ihre Genese bedingten.

In der 1945 auf deutschem Boden – zaghaft – wieder aufflammenden Auseinandersetzung zwischen der 'traditionellen' politischen Geschichte und der 'neuen' Kultur- und Sozialgeschichte, die, so Verf., "natürlich in der generellen Entwicklungslinie der europäischen und deutschen Historiographie liegt", spiegelte sich "gewissermaßen der Kampf um den emanzipatorischen Anspruch des Bürgertums gegen die traditionellen Eliten" (S. 23). Da dieser Kampf – der spätestens entbrannte, als Voltaire sich anschickte, die Kulturgeschichte als Gegenentwurf gegen die herrschende politische Geschichte, Kirchen- und Rechtsgeschichte zu etablieren und damit den Boden dafür bereitete, daß sich die Kulturgeschichte als "Oppositionswissenschaft" (Thomas Nipperdey) auszubilden vermochte – innerhalb der Historiographie um den sachgemäßen Blick auf die Geschichte sowie um die Formen geführt wurde, wie sich besagter "emanzipatorische Anspruch" am erfolgreichsten historisch fortschreiben, rechtfertigen, sichern und realisieren ließ, entwickelte er sich zu einem Kampf um die Beibehaltung überlieferter und die Durchsetzung neuer Methoden, Darstellungsweisen und Leitkonzepte. Der "Lamprechtstreit", der im wesentlichen ein politischer Streit um Nutzen und Nachteil einer an der Nationalpolitik ausgerichteten Historiographie war, hatte mit dem Sieg der Vertreter nationalpolitischer Geschichte geendet und dafür gesorgt, daß der Primat der (Außen-) Politik in der deutschen Geschichtswissenschaft unangetastet blieb und Forschungskonzepte, die Voraussetzungen und Folgen der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Umwälzungen in der industrialisierten und technisierten Welt systematischen Analysen unterzogen, in den Hintergrund gedrängt wurden. Auftrieb erhielt die Orientierung an der Politik-, Diplomatie- und Militärgeschichte in der Weimarer Republik durch die Auseinandersetzungen um die Kriegsschuldfrage und den Versailler Frieden. Diese Orientierung blieb über die Zeit des Dritten Reiches bis in die 50er Jahre maßstäblich. Im Verlauf der 50er Jahre begann sich freilich eine Veränderung der "disziplinären Matrix" (Jörn Rüsen) der deutschen Geschichtswissenschaft abzuzeichnen. Die Dominanz politik-, staats- und machtgeschichtlicher Fragestellungen wich langsam der theoretischen Reflexion und historisch differenzierenden Analyse der Bedingungsgefüge und Ausprägungen politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Handelns. Dies ging einher mit der Übernahme und Integration politik- und gesellschaftswissenschaftlicher Theorienansätze in die geschichtswissenschaftliche Begriffsbildung und Forschungspraxis. Dennoch läßt sich die Kontinuität 'traditioneller' politikgeschichtlicher Methodik bis in die 60er Jahre hinein verfolgen. Die Kriegszieldiskussion, die Anfang der 60er Jahre durch die Thesen Fritz Fischers in Gang kam, beweist es.

Der schleichende historiographische "Paradigmenwechsel" von einer politik- und ideengeschichtlichen hin zu einer stärker sozial- und begriffsgeschichtlichen Fundierung und Orientierung der deutschen Geschichtswissenschaft folgte aus der Erfahrung der tiefen "gesellschaftlichen Umstrukturierung durch die Herrschaft des Nationalsozialismus" (S. 304) und löste mit zeitlicher Verspätung die Forderung ein, die Burckhardt ausgangs des 19. Jhs. formuliert hatte: als Ausgangspunkt des historischen Studiums den Menschen zu wählen, genauer: das Menschliche, in seinen geschichtlich pluralen Entfaltungs- und Determinierungsweisen. Die Möglichkeit, "Geschichte als historische Anthropologie" (Erich Hassinger) einerseits, als historische Sozialwissenschaft andererseits zu begründen, wurde in der deutschen Geschichtswissenschaft nun in der Tat durch die Erfahrung des Dritten Reiches freigesetzt, mochten auch in der Disziplin seit dem Ende des 19. Jhs. bereits Tendenzen in diese Richtung gewiesen haben und demnach in der 'nationalen' historiographischen Tradition in methodischer wie methodologischer Hinsicht Voraussetzungen geschaffen worden sein, auf denen man aufbauen konnte. Dennoch bedurfte es der einschneidenden Erfahrung des Nationalsozialismus, um, wie Friedrich Meinecke 1945 sagte, in der "Geschichte des Menschentums" die "große historische Zukunftsaufgabe" zu sehen (Zitat S. 56). Wenn Mitte der 50er Jahre dann Theodor Schieder die Geschichtswissenschaft auf den "Menschen in der Geschichte" focussierte und Werner Conze mit der Gründung des "Arbeitskreises für Sozialgeschichte" u. a. das Ziel verband, die Wirkungen des strukturellen Wandels von der agrarischen zur industriellen Welt auf den von diesem Wandlungsprozeß betroffenen Menschen mittels eines Bündels verschiedener Methoden zu erforschen, dann versuchten beide – und nicht nur sie –, die von Meinecke vage beschriebene "große historische Zukunftsaufgabe" mit übrigens keineswegs gleichgearteten historischen Konzepten in detaillierten Teilschritten zu lösen (vgl. S. 305). Die Rezeption des Programms der Geschichte als "science de l'homme", das Braudel vor dem Hintergrund

des "schließlichen Sieg(s) des militärisch gedemütigten Frankreich und der moralischen Stärke des Widerstands gegen die deutsche Besatzung" (S. 310) modifiziert hatte und in dem sich eine schroffe Ablehnung der 'traditionellen' Macht- und Politikgeschichte ausdrückte, die Einbeziehung westeuropäischer und amerikanischer, aber auch der landesgeschichtlichen und – aufstrebenden – Zeitgeschichts-, Parlamentarismus- und Parteienforschung sowie soziologischer und politologischer Theoreme waren die Pfeiler, über die gleichsam eine Brücke zur Geschichte als "science de l'homme" und "science sociale", zu einer "Strukturgeschichte" laufen sollte, die, so schwebte es jedenfalls Werner Conze vor, Sozialgeschichte und Politikgeschichte in einem war. Der Modernisierungseffekt, der durch die methodischen und inhaltlichen Neuorientierungen in der deutschen Geschichtswissenschaft intendiert wurde, blieb nicht aus. Er stellte sich allerdings erst seit dem Ende der 50er Jahre ein und bewirkte jenen 'Umbruch' in der deutschen Geschichtswissenschaft, der 1945 zwar vielfach angemahnt, aber doch nicht eigentlich vollzogen worden war.

An hohen Worten, hehren Deklarationen, leisen Selbstanklagen und schwermütig-feierlichen Beteuerungen mangelte es damals von seiten der prominenten Fachvertreter nicht. Wer am Boden liegt, pfeift halt kein lustiges Lied. Der Begriff der "Stunde Null", so problematisch und fragwürdig er gerade als historisches Interpretament einerseits auch sein mochte und mag, so sehr er aber andererseits ein verbreitetes Empfinden der Zeitgenossen einfing und auf den Punkt brachte, rechtfertigte und verleitete, wie angedeutet, die aufgerissenen Sinnlücken durch Geschichtsbetrachtungen aufzufüllen, mittels derer man sich wieder erheben konnte und einen Kompaß in die Hand bekam, der eine Richtung wies. Daß es freilich auch Historiker wie Gerhard Ritter gab, denen nach 1945 die verbalen Expeditionen in das Reich der "Geschichtskonstruktionen" als bloß "leidenschaftliches Gerede" erschienen und die die hochfliegenden Erwartungen einer "neuen Epoche des Europäismus oder auch des Weltbürgertums" zu ernüchtern versuchten, "sorgsamste kritische Unterscheidung" verlangten und auf "unbeirrtes Streben nach der lauterer historischen Wahrheit und Gerechtigkeit" (Zitate S. 63 f.) setzten, sei nicht verschwiegen. Ja es hat den Anschein, als habe Ritter, der nach dem Zweiten Weltkrieg zum einflußreichsten Organisator des Fachs avancierte, gerade aufgrund seiner konservativen Gestimmtheit sehr wohl gespürt, daß in den zumeist pathetisch gehaltenen Bekenntnissen zum 'Umdenken' nicht nur eine Tendenz zu "summarische(n) Urteilen" und eine Sehnsucht nach Gewissenserleichterung und Selbstsuspendierung von wissenschaftlich-rationaler Verarbeitung des Geschehenen zur Sprache gebracht wurde, sondern überdies auch eine "voreilige Preisgabe großer Traditionen" (Zitate ebd.) angelegt war. Historiker wie Ludwig Dehio, Walter Goetz, Paul Egon Hübinger, Wilhelm Mommsen u. a. sahen das ähnlich (vgl. S. 214).

Ritter glaubte der Gefahr "voreilige(r) Preisgabe großer Traditionen" durch "vernünftige Selbstbesinnung der deutschen Geschichtswissenschaft" (Zitat S. 63) wehren zu müssen. Dieses Postulat enthielt keineswegs die Aufforderung, so weiterzumachen wie bisher. Vielmehr betonte auch Ritter die Notwendigkeit einer "totalen Umstellung unseres deutschen Geschichtsdenkens" (Zitat S. 62). Nur bedeutete das für Ritter, der schon sehr bald von einer "totalen Umstellung" nichts mehr wissen wollte (S. 213), nicht einen Weg einzuschlagen, der zu "vorschnelle(n) Geschichtskonstruktionen" und prinzipieller Infragestellung tradierter historiographischer Rekonstruktionsformen führte, sondern "ohne Hast, ohne Ungeduld, in behutsamer Erwägung jeden Schritts, aber auch ohne Ermatten und möglichst ohne Umweg" (Zitat S. 63) nach einem Pfad zu suchen, der zum Zweck der nationalen Selbstfindung und (Re-) Konfirmierung nationalen Selbstbewußtseins zwischen einer kritisch durchleuchteten Vergangenheit und einer ihres Orientierungssinns weitgehend beraubten Gegenwart vermittelte, auf daß sich eine Spur auftue, in der man mühsam tastend "in die Zukunft" finden konnte. Es galt demnach, die deutsche Geschichte "in der Tiefe unseres Elends", so Ritter in seiner 1946 erschienenen Schrift "Geschichte als Bildungsmacht", auf die Faktoren hin zu untersuchen, die eben dieses "Elend" begründet hatten, zugleich aber auch die Strömungslinien nachzuzeichnen, die als gleichsam 'positive' Traditionsstränge zuließen, den vermeintlichen oder faktischen Versuchen – von außen wie von innen – zu "würdelose(r) Selbstentehrung" (Zitat S. 62) den historischen Boden zu entziehen. Ritters vehemente Opposition gegen das "reeducation"- und "disarmament"-Programm eines Lord Vansittart und die Etikettisierung genereller Tribunalisierung und Aburteilung der deutschen Geschichte als "Vansittarismus" erklären sich hieraus (S. 61 f.).

Indes, die mitunter trotzig und auf publizistisch breiter Front effektiv vorgetragenen Ritterschen Plädoyers für eine Pragmatisierung der Neubesinnungsdiskussion, für eine ihren "großen Traditionen" verpflichtete Historiographie und für die Wiedergewinnung eines deutschen Nationalbewußtseins konnten

den Trend zu "Geschichtskonstruktionen" und programmatisch geforderten Abschieden von überlieferten Geschichtsverständnissen sowie die Hoffnungen auf eine "neue Geschichte" nicht umkehren, standen frei-lich, recht betrachtet, überwiegend auch gar nicht in einem wirklichen Gegensatz dazu. Ritter beschrieb sich zwar in einem Brief an Percy Ernst Schramm aus dem Jahre 1950 als Einzelkämpfer, der "allein auf weiter Flur" für die rechte Sache der deutschen Geschichtswissenschaft streite (Zitat S. 63). Er sah aber nicht oder wollte nicht sehen, daß erstens die Mehrzahl der deutschen Historikerschaft mit ihm auf dieser "Flur" stand und zweitens die Besinnungsdebatte, so ethisch ernsthaft und persönlich aufrichtig die Beiträge, die zu ihr geleistet wurden, auch gewesen sein mögen, nicht sehr tief auf die historische Arbeit durchgeschlagen hatte.

Die Kategorien nämlich, die zur Erklärung dessen verwendet wurden, was im Dritten Reich Gestalt angenommen hatte, entstammten gemeinhin dem Arsenal nationalstaatlichen Denkens und verblieben in den abgesteckten methodologischen Bezirken 'traditionell' politik- und ideengeschichtlicher Fragestellungen. Dies belegen die zeitgenössischen Kontroversen um die Anfänge des deutschen "Irrwegs" ebenso wie die Auseinandersetzungen um den preußischen Militarismus, den Friedrich Meinecke in seinem 1946 veröffentlichten Buch "Die deutsche Katastrophe" als Grundübel ausgemacht hatte, um das Zentralismus-Föderalismus-Problem oder das Reichsgründungs- und Großmacht-Vormacht-Problem, das speziell als Bismarck-Problem diskutiert wurde. Dabei schleusten sich, bemerkenswert genug, in die Lösungsmodelle auch konfessionelle Grundüberzeugungen ein, die die ideologischen und weltanschaulichen Gegenstände in der deutschen Geschichtswissenschaft prägnant hervortreten ließen und die Historikerkunft, soweit deren Mitglieder vom Standpunkt der Konfessionszugehörigkeit aus argumentierten, in eine protestantisch-(geläutert-)propreußisch-nationalstaatliche und eine katholisch-antipreußisch-föderalistische Gruppe fraktionierte. Letztere formierte sich unter dem Banner des "christlichen Abendlandes", fand in Alfred von Martin, Franz Herre, Johann Wilhelm Naumann, Emil Franzel, Gerhard Kroll ihre wichtigsten Repräsentanten (S. 218) und ging auf Konfrontationskurs vor allem gegen Gerhard Ritter, den ein Franz Herre noch 1955 mit Heinrich von Treitschke vergleichen zu dürfen glaubte (S. 221). Daß indes der katholische Liberale Franz Schnabel das ihm 1946 unterbreitete Angebot zur Mitwirkung am "Neuen Abendland" aus-schlug und damit dem Organ eine Absage erteilte, das sich die "Entpreußung" der deutschen Geschichte in besonderer Weise angelegen sein ließ und den Geist christlich-abendländischer Geschichte beschwor, dokumentiert, wie gering Schnabel offenkundig die Möglichkeiten einschätzte, in der deutschen Geschichtswissenschaft das universalhistorisch signierte Konzept eines "christlich-abendländischen Geschichtsbildes" konsensfähig und zur Grundlage einer erneuerten Historiographie zu machen (vgl. S. 211 f.).

Vorbehalte prinzipieller Natur gegenüber dieser Form konfessionalisierter christlich-abendländischer Geschichtsauffassung kamen hinzu. Nicht zu übersehen nämlich war, daß deren Anhänger Geschichte mehr gläubig interpretierten als wissenschaftlich rekonstruierten – und das mit einem methodischen und terminologischen Instrumentarium, das 'clare et distincte' zu nennen übertrieben wäre. Da wurde gern und schnell vieles in einen Topf geworfen und zu einer Suppe der Wegbereitung des deutschen Zusammenbruchs verrührt, die nach dem Rezept "Abfall von Gott" angesetzt war. Daß der Mehrheit der professionellen Historiker ein Gericht nicht schmecken wollte, in dem Luther, Friedrich der Große, Bismarck und Hitler sozusagen die Fleischeinlage, Reformation, Aufklärung, Säkularisation und Revolution dagegen gewissermaßen den Fond bildeten und die Gewürzmischung dem Giftschränk, des "autonomen Menschentums" entnommen wurde, kann nicht überraschen (vgl. S. 219). Ebensowenig, daß Alfred von Martin etwa, der den "Nihilismus" Nietzsches und Spenglers reichlich gewagt als gleichsam logischen Wurmfortsatz des vermeintlich totalitär etatistischen Idealismus des vermeintlich preußischen Staatsphilosophen Hegel betrachtete und beide zu geistigen Vorläufern des Nationalsozialismus erklärte, wenig Zustimmung fand (ebd.).

Auch wenn die Konzeption eines christlichen Abendlandes gerade in ihrer katholischen Ausdeutung keine Aussicht auf allgemeine Anerkennung bei den deutschen Historikern hatte, zumal ihr nicht nur etwas grob Vereinfachendes anhaftete, sondern sie auch infolge ihrer Stoßrichtung gegen die protestantisch-preußische politische Kultur für Protestanten kaum ein Interpretationsmodell war, mit dem diese sich identifizieren konnten, und zudem einen Anschluß an die westlich-demokratische Welt insofern behinderte, als sie Grundlagen und Selbstverständnis der westlichen Demokratien kritisierte, ja negierte, so besaß das Abendland-Denken, soweit es nicht konfessionell-regionalistisch getönt war, doch eine außerordentliche Faszina-

nation (vgl. S. 222). Dies deshalb, weil sich im Abendland-Begriff ein Bewußtsein der Gemeinsamkeiten europäischer Geschichte verdichtete und aus ihm ein Programm abgeleitet werden konnte, das auf Überwindung einseitiger Verfolgung nationaler Interessen und demnach auf die Herstellung einer staatlichen Wirklichkeit in Europa zielte, die sich von nationalistischen Verstiegenheiten künftig freihalten und deren einigendes Band das von der Antike herrührende geistige Erbe sein sollte, das so häufig verdunkelt worden war und nunmehr endlich als belebende Kraft und sinnstiftende Aufgabe gemeinsamer Zukunftsgestaltung verstanden werden sollte. Wenn auf Betreiben Fritz Kerns und durch entschiedene Förderung der französischen Kultusverwaltung sowie in engem Austausch mit dem "Arbeitskreis christlicher Historiker", der sich 1947 um Wilhelm Wühr konstituiert hatte, 1950 das "Institut für europäische Geschichte" in Mainz gegründet und die Zielsetzung dieses Instituts mit den Worten umschrieben wurde, "der übernationalen und überkonfessionellen Zusammenarbeit von Historikern im Sinne des werdenden Europa (zu) dienen" (Zitat S. 275), dann lag dieser Bestimmung ebenso der "Abendland"-Gedanke zugrunde wie der zeitgleich aus der Taufe gehobenen Zeitschrift "Antike und Abendland", die bereits im Titel die Bezugspunkte ihres Anliegens namhaft machte. Ja die Abendland-Begeisterung, die unmittelbar nach Kriegsende quer durch die Historikerschaft lief und zumindest teilweise von einem starken Willen zum Umdenken getragen wurde, dies vor allem bei dezidiert christlichen Historikern, legt den Gedanken nahe, daß man im Abendland-Begriff eine Art regulative Idee der Geschichtswissenschaft sah. Daß es freilich nicht gelang, die als unerläßlich erachtete Renovierung der deutschen Geschichtswissenschaft durch die Abendland-Konzeption zu bewerkstelligen, hing zum einen mit dem zusammen, was man ihre konfessionelle Vereinnahmung seitens katholischer Historiker nennen könnte, ein Vorgang, der in die Zukunft ein Spannungsmoment hineinbrachte, das einen fast schismatischen Drall hatte. Zum anderen hing es mit der Offenheit und Diffusion des Abendland-Gedankens selbst und daraus resultierender begrifflicher Inkonsistenzen zusammen. Die Abendland-Vorstellung wurde gleichsam zur Projektionsfläche für all das, was man ersehnte und positiv gegen das abgrenzte, was man verneinte. Ihr mangelte es an innerer Geschlossenheit.

Eine solche Geschlossenheit schien die nationalstaatlich ausgerichtete Interpretation der neueren deutschen und europäischen Geschichte zu besitzen. Indes verhinderte gerade diese Geschlossenheit, die abweichende Wertsetzungen und diametral einander entgegenstehende Urteile im Großen wie im Detail zuließ, produktive methodisch-methodologische Innovationen. Die unendliche Bismarck-Diskussion der ausgehenden 40er und der 50er Jahre gerade "zeigt", so Verf., "wie schwer sich die deutschen Historiker mit einer Abwendung von der bisher sanktionierten Konstruktion der nationalen Geschichte taten" (S. 226). Dies gilt für die Bismarck-Bewunderer Friedrich Meinecke, Gerhard Ritter oder Hans Rothfels und den Bismarck-Kritiker Franz Schnabel gleichermaßen. Sie stimmten, trotz divergenter Einschätzungen von Person, Absichten, Methoden und Leistungen des Eisernen Kanzlers, darin überein, daß keine Kontinuität zwischen Zweitem Reich und Drittem Reich bestand, der Nationalsozialismus also nicht mit Veit Valentin als "Summe der deutschen Vergangenheit" (Zitat S. 49), speziell als konsequente Verlängerung des wilhelminischen Kaiserreichs verstanden werden durfte. Gewiß, man entdeckte im Zweiten Reich Strukturmängel und verschwieg auch nicht dessen Hegemoniestreben, das für den Ausbruch des Ersten Weltkrieges mitursächlich war. Und die Kontroverse zwischen Ritter und Schnabel um die Notwendigkeit der kleindeutschen Einigung unter Preußens Führung besaß durchaus den Charakter einer Grundsatzdebatte (S. 225). Gleichwohl wurde nicht nur jede Analogisierung des Zweiten und des Dritten Reiches vermieden, vielmehr lag der Akzent auf der Betonung des Trennenden. Sukkurs erhielt diese Tendenz zur Markierung der – individualisierenden – Unterschiede, wenn Hans Rothfels 1949 auf dem 1. Deutschen Historikertag nach dem Zweiten Weltkrieg ausführte, Hitlers Politik sei gleichsam das exakte Gegenbild der Politik Bismarcks gewesen. Verf. bemerkt zutreffend: "Das Zweite Reich so deutlich vom gerade überwundenen Dritten Reich zu trennen, bedeutete zusammen mit seinem Hinweis auf den altpreußischen Widerstand gegen Hitler eine wichtige Entlastung in der öffentlichen Schulddiskussion" (ebd.).

Die nationalpolitisch orientierte historische Argumentation bot den Historikern die Möglichkeit zu geschlossenen Interpretationen des Verlaufs der neueren deutschen Geschichte, grenzte dabei aber alternative Deutungsansätze aus oder blockte sie sogar ab, unterlief damit das Postulat einer "Revolutionierung" des deutschen Geschichtsbildes und bewirkte, daß der Nationalsozialismus gewissermaßen als eine Pervertierung der nationalen wie der europäischen Geschichte betrachtet werden konnte. Die Einordnung des Dritten Reiches in den Kontext europäischer Geschichte nun rückte für Ritter und Dehio den Nationalsozialismus in eine Nähe vor allem zum Jakobinismus in der Französischen Revolution. "Deren verabsolutierendes Menschenrechtsdenken und übersteigerter Nationalismus wurde", wie Verf. schreibt, "ganz all-

gemein an den Anfangspunkt einer Entwicklung gesetzt, die zum Nationalsozialismus führte“ (S. 226). Dadurch war ein Verwandtschafts- ja Herleitungsverhältnis konstruiert, das bereits Ende der 30er Jahre Max Horkheimer unter kapitalismustheoretischen Vorzeichen formuliert hatte, nach dem Zweiten Weltkrieg dann u. a. von den Vertretern christlich-abendländischer Geschichtsauffassung herausgestrichen wurde und einen „wohltuenden Relativierungseffekt“ (ebd.) erzeugte, indem der Nationalsozialismus als extreme Variation der Französischen Revolution erschien. Bemerkenswert ist, daß die Versuche, den Nationalsozialismus aus europäischen Wurzeln zu erklären, dem „Sonderweg“-Theorem ein wichtiges Begründungselement entzog. Die *communis opinio* der deutschen Geschichtswissenschaft, die neuere deutsche Geschichte sei „distinkt von der westeuropäisch-demokratischen Entwicklung verlaufen“ (S. 227), konnte letztlich mit der These intimer ideologischer Komplizenschaft von Jakobinismus und Nationalsozialismus in keine konsistent-kompatible Relation gesetzt werden.

Nun, der Rekurs auf sinnerschließende, -verbürgende und -stabilisierende „Geschichtskonstruktionen“ in der unmittelbaren Nachkriegszeit ergab sich aus dem Konkurs des Dritten Reiches, verband sich mit der Suche nach den konkreten Ursachen, die Aufstieg und Fall der Nazi-Diktatur bewirkt hatten, schloß dabei die Frage nach Anteil und Grad der Mitverantwortung des einzelnen Historikers wie der ganzen Zunft an der ‚deutschen Katastrophe‘ ein und bezweckte, auf schwankendem Grund so etwas wie Halt zu finden und Haltung zu bewahren. All dies empfahl sich eben auch insofern, als das Problem andrängte, ob und inwieweit nicht nur die deutsche Geschichte eine einzige Kette von Irrtümern, Fehlleistungen und eskalierenden Selbstüberlegungen war, sondern auch die deutsche Geschichtswissenschaft seit dem 19. Jh. in der falschen Spur lief, dadurch das Ihre zur deutschen ‚Tragödie‘ beigetragen und sich also hinsichtlich der theoretischen Präsuppositionen und historischen Fragestellungen, der entwickelten Methodenansätze und ausgebildeten Interpretationsmuster selbst desavouiert hatte. War die deutsche Geschichtswissenschaft mit dem Untergang des Dritten Reiches an ihr natürliches Ende gekommen? Gab es eine Zukunft für diese Geschichtswissenschaft? Die Zeiterfahrung, auch ein Gutteil Eigeninteresse und Selbstbehauptungswillen, legte den Historikern nahe, diese Fragen zwar behutsam, aber deutlich zu beantworten, wobei sich die einen im großen Rahmen der Weltgeschichte bewegten, diese als das Weltgericht wiederentdeckten und ‚sub specie historiae mundi‘ zu allerlei Pauschalurteilen, aber auch differenzierenden Relativierungen sich berechtigt sahen, die anderen den kleineren Rahmen der Nationalgeschichte wählten, in dieser gute und schlechte Elemente und Tendenzen voneinander separierten und ‚sub specie historiae nationis‘ ebenfalls allerlei Pauschalurteile, aber auch differenzierende Relativierungen vorbrachten. Die Antworten, die die einen wie die anderen zumeist fanden, variierten so ziemlich alle die Sprichwortweisheit, daß man das Kind nicht mit dem Bade ausschütten soll. Dies meint: Die deutschen Historiker schickten sich an, nachdem sie ihre anfängliche Sprachlosigkeit überwunden hatten und nach der Öffnung der Universitäten sowie der Re- und Neuorganisation des Faches wieder über institutionalisierte Plattformen des disziplinären Diskurses verfügten, ein Verfahren zu entwickeln, wie man sozusagen das Schmutzwasser (= die NS-Vergangenheit) aus der Wanne (= die deutsche Geschichte) lassen konnte, ohne daß das darin badende Kind (= die deutsche Geschichtswissenschaft) Schaden nahm. Das war eine Aufgabe, die nur zu bewältigen war, indem man, um im Bild zu bleiben, nicht leugnete, daß sich Schmutzwasser in der Wanne befunden und das Kind auch darin gesessen hatte, indem man freilich sogleich nachschob, daß die Schmutzränder in der Wanne doch nicht gegen die Wanne ‚an sich‘ sprächen und das Kind in der Wanne nur abfrottiert werden mußte, um wieder rosig-rein zu erscheinen. Deshalb blieb die „nach Kriegsende zweifelsohne mit Überzeugung bekundete Bereitschaft zur Revision der deutschen Geschichte zunächst einmal auf die breite und eindeutige Absage an nationalsozialistisches Gedankengut und deutsche Großmachtambitionen sowie auf offensichtliche Geschichtsfälschungen“ beschränkt (S. 215).

Die Abkehr vom Nationalsozialismus schloß die Rückkehr zur überlieferten Historik geschichtlichen Denkens und Forschens nicht aus. Ja es war diese Historik, die mangels fachintern anerkannter alternativer Konzepte am ehesten geeignet schien, das Geschehene begreifbar zu machen, und überdies die angenehme Nebenwirkung hatte, so etwas wie eine Normalisierung des Forschungs- und Lehrbetriebs zu gewährleisten. Die – moralisch-politische – Revisionsdebatte lief von vornherein parallel zur Reaktivierung „des tradierten methodologischen ‚Konsensus‘“, bekräftigte die „bewährten“ forschungsleitenden Begriffe“ (S. 281) und verflachte, als die deutsche Geschichtswissenschaft in der staatlichen Ordnung der 1949 gegründeten Bundesrepublik einen festen Platz eingenommen hatte und der Wiederaufbau die Frage nach einer Generalüberprüfung der neueren deutschen Geschichte zwangsläufig auf unbestimmte Zeit vertagte. Zu kurz würde allerdings greifen, wenn man die Phase der organisatorisch-institutionellen Restituierung

der deutschen Geschichtswissenschaft unter den Titel "Restauration" brächte. Denn einmal "ist unbestreitbar, daß die deutschen Historiker nach 1945 die demokratische Neuordnung in jener Geschlossenheit begrüßt haben, in der sie sie nach 1918/19 angegriffen haben" (S. 20). Dem widerspricht die Parteien-, Parlamentarismus- und Pluralismuskritik eines Gerhard Ritter nicht. Zum anderen fehlte es keineswegs an dem Willen, aus den Vorgängen der jüngsten Vergangenheit in Forschung und Lehre entsprechende wissenschaftliche und didaktische Konsequenzen zu ziehen. Die Einrichtung des "Instituts für Zeitgeschichte" (1950) vor allem, aber auch die Entwicklung und Abfassung neuer Lehrpläne und Lehrbücher für den Geschichtsunterricht an Schule und Hochschule dokumentieren dies. Dennoch bestätigt ein Blick auf das universitäre Lehrangebot und die historiographische Produktion der ersten Nachkriegsjahre, daß es zu keinem wirklichen "Traditionsbruch" (Hans Ulrich Wehler) auf der Basis umfassender "Traditionskritik" (Ernst Schulin) gekommen wäre. Dies auch deshalb, da die Mehrzahl der emigrierten Historiker nicht nach Deutschland zurückkehrte, wobei die ungesicherte materielle und politische Lage des besetzten Landes eine erhebliche Rolle spielte. Sodann unterblieb ein einschneidender "Traditionsbruch", weil die Säuberung der deutschen Geschichtswissenschaft im Rahmen der Entnazifizierungsverfahren sehr uneinheitlich ablief und die "Reintegration der suspendierten oder definitiv amtsenthobenen Historiker in die Zunft" (S. 127) überraschend schnell vorstatten ging, was nicht zuletzt in der akuten Personalknappheit begründet lag. Daß aber die personelle und inhaltliche Kontinuität vor und nach 1945 Neuerungen in Forschung und Lehre gleichwohl nicht unmöglich machte, und "das Ende des Zweiten Weltkriegs für die Geschichtswissenschaft mehr bedeutete als nur eine kurzzeitige Unterbrechung der Arbeit" (S. 311), ist mit dem Verf. nachdrücklich hervorzuheben. Es scheint, als habe sich die deutsche Geschichtswissenschaft in traditionellen Bahnen konsolidieren müssen, um neuen Ansätzen zum Durchbruch zu verhelfen.

Da Verf. nun am Beispiel der keineswegs homogenen Gruppe der deutschen Historiker der älteren und jüngeren Kriegsgeneration, die sich auf je eigene Weise, von unterschiedlicher politisch-weltanschaulicher Werte aus und mit sehr verschiedenem Recht durch das Erlebnis des Nationalsozialismus und seines Scheiterns als 'Parteileute des Schicksals', als Mißbrauchte und Betrogene, als Opfer und Geschädigte verstanden und den Zeitabschnitt der ersten Nachkriegsjahre in der kaum auflösbar scheinenden Spannung von Abbruch und Aufbruch, von Tradition und Innovation, von Niederlage und Befreiung, von Stolz und Schmach, von Verlust und Neugewinn wahrnahmen, die höchst problemhaltige Korrelation von 'Geschichtswissenschaft und Zeiterfahrung' illustriert und analysiert, rührt er an prinzipielle Fragen historischer Erkenntnisfähigkeit. Zugleich verdeutlicht seine Untersuchung, daß eine von Krisenerfahrungen dominierte Zeiterfahrung die Gefahr in sich birgt, Historie in den Dienst einer – totalitären – Ideologie zu stellen. Dies mag erklären, warum 'realistisch' sich dünkende Historiker, die ihrer Wissenschaft gern das Epitheton 'kritisch' verliehen – in den rauschhaften Taumel etwa eines exagierten Führerkults versetzt, von der 'Größe des Augenblicks' überwältigt und der Notwendigkeit seiner Verewigung überzeugt –, der Macht der Fiktion erlagen und diese wiederum mit aller Macht gegen eine Wirklichkeit zu behaupten trachteten, deren Härte, ja Brutalität und Bestialität eigentlich den verschüttgegangenen 'kritischen' Realitätsinn unverzüglich hätten revitalisieren müssen. Geschichtswissenschaft, diese Erkenntnis blieb den Historikern 1945 nicht erspart, machte und macht nicht zwangsläufig resistent gegen die Verführung des Denkens durch den Zauber der 'einfachen', 'klaren' und 'sauberen' Lösungen. Kritik wird vielfach stumm in der Krise. Historisches Wissen schützte und schützt nicht vor der Anfälligkeit für die Vergötzung des 'Notwendigen' und 'Zeitgemäßen', vor Vereinseitigung und Differenzierungsverweigerung. Der Historiker als "rückwärts gekehrter Prophet" (Friedrich Schlegel), als professioneller Rekonstrukteur und Deuter des Nicht-Mehr übernimmt, durch seine Zeiterfahrung bestimmt, bisweilen die Rolle eines Apologeten des Jetzt, aber auch eines Maklers des Noch-Nicht. Johannes Haller etwa bemühte im Jahre 1946 als Argument für seinen Anschluß an die "nationale Bewegung", er habe in Hitler die "letzte Hoffnung" gesehen und sei sich völlig im klaren gewesen, mit dieser Entscheidung für den 'Führer' einen "Sprung ins Dunkle" zu wagen (Zitat S. 17). Zu diesem "Sprung" konnte nur der Historiker ansetzen, der das Noch-Nicht als eine Karte betrachtete, die zu spielen als lohnendes Wagnis erschien. Daß der "Sprung ins Dunkle" zu einem Sturz ins Bodenlose geworden war, sprach gleichwohl nicht gegen das Wagnis des Sprungs. Hätte nämlich Hitler die Haut des "Revolutionärs" abgestreift und sich in einen "Konservativen" gewandelt, wäre, so Haller, der Sprung nicht katastrophal geendet (ebd.). Diese Argumentationsfigur, in der sich nicht nur ein Selbstrechtfertigungsversuch, sondern auch das Beharren darauf ausspricht, daß der zum "Konservativen" gebändigte "Revolutionär" den deutschen Dingen eine positive Wendung gegeben hätte, scheint, wie Verf. erwägt, "für konservative Positionen charakteristisch" (ebd.). Diese Argumentationsfigur erklärt auch,

warum die Revisionsbereitschaft zumal unter den Historikern, die den Nationalsozialismus nicht abgelehnt hatten, nach 1945 eher bescheiden war und sich die inhaltliche Neupositionierung der deutschen Geschichtswissenschaft in der Nachkriegszeit so schwierig gestaltete.

Daß Verf. sich freilich davor hütet, die "Historiker der Kriegs- und Nachkriegsgeneration anzugreifen und ihnen ihr 'Versagen' vorzuhalten oder gar ihre 'Weitsicht' zu belobigen", auch da, wo er andeutet, "daß bestimmte Lösungen sinnvoll und weiterführend, andere falsch und verhängnisvoll waren" (S. 5), unterlegt seiner Arbeit einen wohlthuend sachlichen Ton. In deren Zentrum steht die Geschichte der westdeutschen Geschichtswissenschaft in den Jahren 1945 bis 1958. Das Ende des Zweiten Weltkrieges und die Abtrennung der im Frühjahr 1958 auf DDR-Seite ins Leben gerufenen "Deutschen Historiker-Gesellschaft" vom 1948 neugegründeten "Verband der Historiker Deutschlands", mit der "die deutsche Spaltung sich auch in der Geschichtswissenschaft durchsetzte" (S. 4), markieren die zeitlichen Eckpunkte der Untersuchung. Die Begrenzung auf die Zeit zwischen 1945 und 1958 begründet Verf. damit, daß um das Jahr 1958 nicht nur die Etablierung des Faches national wie international abgeschlossen war, sondern auch eine disziplinäre Differenzierung einsetzte, die sich in einer Ausweitung und Auffächerung der Forschungsgebiete und -interessen, einer damit verbundenen Innovation inhaltlicher Arbeit sowie einer Vermehrung – und Verjüngung – des wissenschaftlichen Personalbestandes niederschlug.

Da Verf. Neuhistoriker ist, hat er der Alten Geschichte in der Reorganisationsphase der westdeutschen Geschichtswissenschaft nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Man wird ihm dies nicht vorwerfen, denn einmal bekennt er sich ausdrücklich dazu, die Entwicklung der Disziplin im genannten Zeitraum auf den mediävistischen und neuhistorischen Bereich beschränken zu wollen und aus Gründen der Fachkompetenz auch beschränken zu müssen (S. 2). Zum ändern sieht sich Verf. durch Verweis vor allem auf die Studien Karl Christs (Zur Entwicklung der Alten Geschichte in Deutschland. *GWU* 22, 1971, 577–593; Zur Entwicklung althistorischer Forschung und Lehre an der Universität Marburg. In: *Academia Marburgensis* [1977] 241–301; Römische Geschichte und deutsche Geschichtswissenschaft [1982] 261–329) berechtigt, den althistorischen Bereich weitestgehend ausklammern zu dürfen. Allein, so wertvoll die Untersuchungen Christs sind (vgl. in diesem Kontext auch DERS., *Neue Profile der Alten Geschichte* [1990] bes. 63–187), man wird sie doch nicht über den Rang von Skizzen hinausheben wollen (gleiches gilt für den Beitrag von Geza Alföldy, *Betrachtungen zur Lage der Althistorie in der Bundesrepublik*. In: *Geisteswissenschaft als Aufgabe* [1978] 194–203, oder den in jeder Hinsicht eigenwilligen Überblick Hermann Bengtsons, *Alte Geschichte*. *Jahrbuch der Historischen Forschung der Bundesrepublik Deutschland* [1978] 13–32). Dies ist nicht als Kritik gedacht, sondern ergibt sich aus Plan und Anlage der Arbeiten des Marburger Althistorikers. Christ selbst hat sich, der Gedrängtheit und Lückenhaftigkeit seiner Abrisse offenkundig wohlbewußt, nicht ohne Grund dazu genötigt gesehen, etwa eine wissenschaftshistorische Untersuchung zur DDR-Althistorie anzuregen (Matthias Willing, *Althistorische Forschung in der DDR* [1991]). Ihr Pendant zur (alt-) bundesrepublikanischen Altgeschichtswissenschaft fehlt. Dies ist zwar bedauerlich, aber auch wieder verständlich. Denn schon eine summarische Behandlung der Entwicklung der DDR-Althistorie führt rasch die Grenzen vor, vor die sich ein einzelner gestellt sieht, der diesen Entwicklungsprozeß in toto zu schildern versucht. Ein Ausweg aus dieser Problemzone scheint darin zu bestehen, die althistorische Forschung im ehemals getrennten Deutschland nicht im Rahmen von Gesamtdarstellungen aus einer Feder, sondern in einer Vielzahl von Spezialstudien zu behandeln. Wenn solche künftig in Angriff genommen werden, dann wäre von ihnen zu wünschen, sie würden nach dem Muster gestaltet, das Verf. in seiner vorliegenden Studie zur Anwendung gebracht hat.

Verf. entwickelt seinen Gegenstand in siebzehn Schritten. Auf eine "Vorbemerkung" (S. 1–8), in der knapp Intention und methodischer Ansatz der Studie dargelegt werden, folgt eine geschichtstheoretische Reflexion auf das Verhältnis von "Geschichtswissenschaft und Zeiterfahrung" (S. 9–15). Hieran schließen sich Ausführungen zum "Forschungsproblem 'Nullpunkt'" an (S. 16–30). Da das "Nullpunkt-Problem" wiederum auf die Frage nach dem Verhalten der deutschen Historiker im Dritten Reich zurückweist, war es angebracht, die Beziehung von "Geschichtswissenschaft und Nationalsozialismus" zu beleuchten (S. 31–45). An den "Stellungnahmen Meineckes, Ritters und Rassows aus der unmittelbaren Nachkriegszeit" werden sodann exemplarische Versuche der Verarbeitung, Einordnung und Erklärung der "deutschen Katastrophe" von seiten dreier Historiker vorgeführt, die, und das macht ihre Äußerungen vor dem Hintergrund des zertrümmerten Dritten Reiches so bemerkenswert, dem Nationalsozialismus gegenüber eine distanzierte Position eingenommen hatten (S. 46–76). Als eine Art explanatorischer Schlüssel zur sachadä-

quaten historisch-politischen Deutung nicht nur des Aufkommens des Nationalsozialismus und des 'katastrophalen' Verlaufs der deutschen Geschichte speziell seit dem Ersten Weltkrieg, sondern des 20. Jhs. überhaupt, fungierte dabei zumal im Denken Meinecke und Ritters der angstgrundierte Begriff "Vermassung", in dem sich eine parlamentarismus-, parteien- und demokratie-, ja zivilisationskritische Einstellung – nicht nur der genannten Historiker – verrät, wie Verf. im Kapitel "'Vermassung' als Signatur des 20. Jhs." herausarbeitet (S. 77–80). Zu einem wichtigen Instrument der Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit und der politisch-moralischen Neuorientierung wurden die Zeitschriften, weshalb "Wiederbeginn und Zeitschriftenmarkt" (S. 81–109) ein eigenes Kapitel gewidmet ist, das die Entwicklung der "Kultur- und Universitätszeitschriften" (S. 81–86) einerseits und vor allem den "lange(n) Weg bis zum Wiedererscheinen der Historischen Zeitschrift" (S. 87–109) andererseits rekonstruiert. Eine fundamentale Voraussetzung für die Reorganisation der Disziplin war die "Wiedereröffnung der Universitäten" (S. 110–120). Dabei stellte sich in besonderer Weise nicht nur die Frage nach "neue(n) Inhalte(n) von Forschung und Lehre", sondern ebenso die Frage nach "Entnazifizierung und Remigration" (S. 121–144). Daß Reorganisation nach dem Zweiten Weltkrieg auch Neuorganisation hieß, führt Verf. anhand des Beispiels der "Neuorganisation der Monumenta Germaniae Historica" (S. 145–158) vor. Die Schwierigkeiten, die deutschen Historiker in einem Historikerverband zusammenzuschließen, arbeitet Verf. im Kapitel "Neugründung des Historikerverbandes und Münchener Historikertag 1949" (S. 159–182), heraus. Daß der "Verband der Historiker Deutschlands" gegen zahlreiche interne und externe Widerstände erst drei Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges gegründet werden konnte, hatte, wie Verf. zu zeigen vermag, mit Querelen zu tun, die es eine Zeitlang fast unwahrscheinlich machten, daß der Verband überhaupt ins Leben treten konnte. Weltanschauliche, landsmannschaftliche und persönliche Gegensätze überschatteten die Planungsphase und erklären die scharfen Auseinandersetzungen, die im Vorfeld und während des 1. Historikertags in München, dem neuen Sitz der MGH, geführt wurden. Die Konflikte hatten viel mit der Person des ersten Vorsitzenden des VHD Gerhard Ritter zu tun, dessen Verbandspolitik nicht nur von seiten inländischer Kollegen, sondern auch von den Besatzungsmächten mit einem gewissen Argwohn verfolgt wurde. Die Gründung des VHD (1948) fällt in die Phase der internationalen Blockformierung, die das deutsch-deutsche Verhältnis zunehmend schweren Belastungsproben aussetzte. Ein Auseinanderdriften der Historiker West und der Historiker Ost war die Folge, wie Verf. im Abschnitt "Der Verband der Historiker Deutschlands und die Historiker der DDR" (S. 183–200) darlegt. Auf dem Trierer Historikertag 1958 kam es zum Bruch zwischen VHD und DHG, was nicht allein mit dem Verhalten der marxistischen DDR-Historiker zusammenhing, sondern auch mit "der von Ritter schon früh geschmiedeten Waffe der Sanktionen gegen eine seiner Meinung nach zu befürchtende Politisierung der Historikertage" (S. 199). Wie kompliziert sich für die deutschen Historiker nach 1945 die Frage nach einer einheitlichen Neupositionierung der Geschichtswissenschaft darstellte, geht aus den Kapiteln "Objektivität als Heilmittel?" (S. 201–206) und "Das Problem einer 'Revision' des deutschen Geschichtsbildes" (S. 207–227) hervor. Der Rückgriff auf das Objektivitätspostulat und die Forderung nach einer Revision der Geschichtsauffassung bilden dabei gewissermaßen die zwei Seiten einer Medaille. Die Verpflichtung auf eine 'objektive' Geschichtswissenschaft im Sinne Rankes bewirkte nämlich, daß man einer grundlegenden Kritik der tradierten historiographischen Rekonstruktionsformen ausweichen konnte. Die eigentlichen Neuerungen innerhalb der deutschen Geschichtswissenschaft verdanken sich wiederum wesentlich der "Gründerzeit der Forschungsinstitute und Arbeitskreise" (S. 228–265). Mit der Gründung des "Instituts für Zeitgeschichte" (S. 229–242), des "Max-Planck-Instituts für Geschichte" in Göttingen (S. 242–252), der "Kommission für die Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien" (S. 252–254) und des "Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte" (S. 254–265) wurden Forschungseinrichtungen geschaffen, die neben den klassischen Typus der Historischen Kommissionen traten. Die genannten Gründungen ebenso wie die Gründung des "Instituts für europäische Geschichte", des "Deutschen Historischen Instituts" in Paris und vieler anderer Institute weisen, trotz anfänglich erheblicher Finanzierungsengpässe, auf einen regelrechten Gründungsboom nach dem Zweiten Weltkrieg hin und beförderten eine zunehmende disziplinäre Verzweigung der deutschen Geschichtswissenschaft. Eine große, wenn auch nur vorübergehende Bedeutung besaß "Der 'Arbeitskreis christlicher Historiker' 1947–1955" (S. 266–280). Unter dem Aspekt methodisch-methodologischer Innovation sollte sich die Gründung des "Arbeitskreis für Sozialgeschichte" als besonders folgenreich erweisen. Dabei ist höchst bemerkenswert, daß die moderne deutsche Sozialgeschichte nicht nur die französische und amerikanische Geschichtsforschung rezipierte, sondern auch aus der Volks- und Siedlungsgeschichte hervorging, die im Dritten Reich intensiv gepflegt wurde, wie Verf. im Kapitel "Von der 'politischen Volksgeschichte' zur 'neuen Sozialgeschichte'" (S. 281–301) zeigt. Die produktiven Ansätze dieser "politischen

Volksgeschichte“ konnten für die ”neue deutsche Sozialgeschichte“ erst durch die ”Entnazifizierung des Volksbegriffs“ (S. 306) fruchtbar werden. Den ”Versuch einer Bilanz“ unternimmt Verf. dann im letzten Arbeitsschritt ”’Revision‘ oder ’Restauration‘?“ (S. 302–312). Daß es sich hierbei um keine Disjunktion handelt, daß die deutsche Geschichtswissenschaft in den Jahren 1945 bis 1958 ’revisionistische‘ und ’restaurative‘, innovative und traditonelle Elemente in sich trug, die traditionellen Elemente freilich überwogen, gestattet, das Ergebnis des Buches in der Formel zusammenzufassen ’Revision und Restauration‘. Ein ”Biographischer Anhang“ (S. 313–331), ein ”Literaturverzeichnis“ (S. 333–355) und ein ”Personenregister“ (S. 357–366) schließen den Band ab, der einen ausgezeichneten Beitrag zum vertieften Verständnis der komplexen und intrikaten Relation von ’Zeiterfahrung und Geschichtswissenschaft‘ leistet. Rez. möchte die Lektüre dieses Buches dem angehenden wie professionellen Alt-, Mittelalter- und Neuzeithistoriker gleichermaßen empfehlen.

Bad Honnef

Rüdiger Kinsky